

KT Guttenberg

3 Worte

Neue Notizen aus der Gegenwart

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025
Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © george studio/shutterstock,
© Benevector/shutterstock
Satz: ZeroSoft, Timișoara
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN (Print): 978-3-451-07416-5
ISBN (EPUB): 978-3-451-83994-8

Vorwort

Es gibt Bücher, die man liest, um zu vergessen – und solche, die man liest, um sich zu erinnern. Dieses Buch, „3 Worte“, ist keines von beiden. Es ist vielmehr ein Versuch, das unausweichlich Komplexe unserer Gegenwart auf das Wesentliche zurückzuführen. Auf ein Konzentrat des Denkens, das durch Sprache greifbarer wird.

Die Idee, eine Sammlung von Kolumnen unter einen solch knappen Titel zu stellen, mag zunächst lapidar erscheinen. Aber sie ist nicht belanglos. In einer Welt der permanenten Beschleunigung, des ständigen Meinungsrauschens und der Aufmerksamkeitsspaltung gewinnt Verdichtung neue Kraft. „3 Worte“ ist keine intellektuelle Spielerei. Es ist ein Bekenntnis: zur Klarheit im Denken, zur Genauigkeit im Urteil, zwangsläufig im Rahmen des Unvollständigen.

Ich bin kein Freund der Überdehnung von Begriffen, schon gar nicht, wenn sie sich in modischen Sprachblasen auflösen. Aber ich bin ein glühender Anhänger des präzisen Wortes – und scheitere daran regelmäßig. Auch in diesen Texten. Es bleibt ein Ringen um Ausdruckskraft, die aus Reduktion entsteht.

Ich habe diese Kolumnen in Hotelzimmern und am Kamin geschrieben, zwischen Flughäfen und Friedhöfen, nach Begegnungen und vor Entscheidungen. Und doch ist dies kein Tagebuch. Kein Bericht eines Rastlosen. Eher das Protokoll eines inneren Dialogs mit den Zumutungen der Zeit. Einer

Suche nach den Rissen in der Wirklichkeit, so vielschichtig sie sich zeigt.

„There is a crack in everything. That's how the light gets in“, singt Leonard Cohen.

Die Kapitel führen an Orte: reale wie meine Heimat Oberfranken, nach Montana, Berlin, Nizza, London oder an den Jochberg. Und an innere Orte: Zweifel, Demut, Überforderung, Abschied, Versöhnung. Sie handeln von Begegnungen – mit Menschen, mit Vorurteilen, mit Erwartungen. Manche Episoden sind heiter, andere bitter, einige zärtlich.

Drei Worte können eine Liebeserklärung sein. Oder eine Kriegserklärung. Sie können ein Trost sein – oder ein Affront. Sie können ein Leben retten oder eine Biografie zerschmettern. Die Reduktion auf das Wesentliche birgt oft mehr Sprengkraft als endlose Reden. Drei Worte können Welten bewegen. Oder auch nur: eine Perspektive verschieben.

Die Welt, so überbordend sie sich uns auch zeigen mag, lässt sich in manch entscheidendem Moment mit gerade einmal drei Worten navigieren. Oder lediglich mit drei einzelnen unzusammenhängenden Wörtern, ein Prinzip, das aus der digitalen Welt stammt, bei dem jeder Punkt der Erde durch exakt drei Begriffe beschrieben wird – das hat etwas fast philosophisch Beruhigendes. Es suggeriert: Auch das Chaotischste ist kartierbar. Auch das Unfassbare hat Koordinaten. So ist auch jede dieser Kolumnen ein Ort. Ein Ort der Reflexion, der Reibung, der Haltung.

Manchmal genügt auch mir ein Begriffspaar plus Ort, um den gesamten Raum meiner Erinnerung zu öffnen. Das

Buch folgt nicht diesem System, aber es verdankt ihm seine Überschriften. In drei Worten, zuweilen Wörtern.

Drei Worte: *Cogito, ergo sum*. Der Anfang allen Denkens – Descartes' berühmter (und verkürzter) Satz ist keine bloße Selbstvergewisserung, sondern der Nukleus des modernen Subjekts. Was aber, wenn das Denken selbst unter Druck gerät? Wir leben in einer Zeit, in der Erkenntnis ignoriert wird oder gar bekämpft wird. Das führt zu einer Spielart von Erschöpfung: der Ohnmacht, vielleicht gar: der Kapitulation. Dann braucht es mehr denn je die bewusste Reduktion. Drei Worte können in solchen Momenten mehr leisten als hundert Seiten. Sie sind im Dunkel der Beliebigkeit Leuchtraketen der Bedeutung.

Drei Worte: *Arbeit macht frei*. Auch das. Ein Satz, der sich mit kaum erträglicher, barbarischer Wucht in das kollektive Gedächtnis Europas eingebrannt hat. Es ist nicht immer die Anzahl der Worte, die über ihre Kraft entscheidet, sondern ihre Geschichte, ihr Kontext, ihre Instrumentalisierung. Diese drei Worte sind Mahnung und Trauma zugleich – sie stehen hier nicht, um zu schockieren, sondern um daran zu erinnern, wie Sprache missbraucht werden kann. Auch das gehört zur Verantwortung des Schreibenden.

Und dann wieder drei Worte, die Mut machen: *Es wird gut*. Oder in anderer Tonlage: *Ich weiß nicht*. Letzteres ist vielleicht das ehrlichste Bekenntnis, das ein Autor machen kann. Es ist die Brücke zwischen Anmaßung und Demut, zwischen Meinung und Zweifel. Und, wenn man es zulässt, der Anfang eines echten Gesprächs.

In meinen Kolumnen habe ich versucht, dem Zeitgeist nicht nur zu begegnen, sondern ihn zu hinterfragen. Nicht jeder Text ist eine These – manche sind eher Skizzen, Zweifel, Provokationen. Aber alle sind mit einem Anliegen geschrieben: der Suche nach Orientierung. Nicht in drei Worten oder Wörtern. Diese finden sich in den Überschriften. Aber mit maximal 3000 Zeichen für jede Geschichte.

Ich lade Sie ein, dieses Buch nicht linear zu lesen. Blättern Sie, springen Sie, lassen Sie sich überraschen. Vielleicht finden Sie Ihre eigenen drei Worte oder 3000 Zeichen. Oder Sie schenken sie einem anderen Menschen, dem Sie lange keinen Gedanken mehr gewidmet haben. Womöglich legen Sie ein paar alte ab, die es ohnehin nicht mehr wert waren, bewahrt zu werden.

Drei Worte zum Schluss: *Danke fürs Lesen.*

KT Guttenberg
München, im Mai 2025

Tokio. Barpianist. Lebensarrangement.

Tokio. Eine Hotelbar am späten Abend. Auffangbecken der temporär Heimatlosen.

Als der Barpianist aufsteht, beachtet ihn niemand. Dabei ist er eine mächtige Erscheinung. Begegnete man ihm auf der Straße, würde man eher an einen Türsteher als an einen feinsinnigen Musiker denken.

Seinen „Rausschmeißer“ hat er bereits gespielt. Scott Joplin, zauberhaft interpretiert. Er sortiert die Notenblätter, schließt sanft den Flügel, dann den Deckel über der Tastatur, streicht noch einmal mit der Hand über das Klavier.

Seine Zuneigung scheint dem Instrument zu gelten, weniger den Menschen. Er bespielt die Einsamen, die Müden, die Erfolgreichen und Gescheiterten. Und im Zweifel auch sich selbst.

Als er an mir vorbeigeht, bedanke ich mich für sein Spiel.

Ich frage ihn, ob ihn die Teilnahmslosigkeit seines Publikums angesichts seiner Begabung nicht schmerzen würde.

Er lächelt mich an.

„Nicht mehr“, sagt er mit britischem Akzent. „Nach einigen Jahren habe ich begriffen, dass ich an solchen Orten eine Flucht begleite. Manche fliehen vor sich selbst, andere zu sich.“

Aber es hätte sich etwas geändert. Früher wäre er noch fünfmal am Abend um „As Time Goes By“ gebeten worden.

„Heute gibt es kaum noch Wünsche. Der Titel ist Realität geworden.“

Er verabschiedet sich in die Nacht. Mit den Augen eines Menschen, der sich mit seinem Lebensweg arrangiert hat. Irgendwann mag er vielleicht von einer Solistenkarriere geträumt oder ein wenig eifersüchtig auf Kollegen geblickt haben, deren Begabung im Widerspruch zur Größe ihrer Bühne stand. Wie bei ihm selbst, nur umgekehrt.

Morgen Abend wird er wieder spielen; seinen anonymen Zuhörern die Illusion von Begleitung schenken. Und irgendwann leise den Flügel schließen.

Großhadern. Sterbebett. Augenblick.

Als ich mich von meinem Vater verabschiedete, lag er bereits im Koma. Umgeben von der sachlichen Kälte der Intensivstation.

Anlässlich eines Gesprächs mit einem Freund erinnere ich mich an diesen Augenblick vor einigen Jahren. Wehmüdig. Und dankbar.

Für vieles. Besonders für eine Erkenntnis. Mein Vater hatte sie zeitlebens nicht im Repertoire. Und sie mir trotzdem geschenkt. In diesem Moment.

Der Freund scheint ihr noch nachzujagen.

„Mein ganzes Leben ist eine Perlenschnur des Verlustes. Eine Aneinanderreihung von Abschieden“, sagt er. „Von geliebten Menschen, Erfolgsmodellen, Lebensentwürfen. Auch von so banalen Dingen wie dem Ferienort, den Idolen meiner Jugend.“ Selbst das Ende einer guten Fernsehserie sei bedrückend. Immer irgendwie ein Abschied. „Konstant wird man gezwungen, etwas oder jemanden aufzugeben.“

Ich widerspreche ihm leise: „Mal darüber nachgedacht, die Perlenschnur zu durchschneiden?“

„Das versteh ich nicht.“

„Du könntest dein Leben doch auch umgekehrt als ein Kontinuum der Neuanfänge betrachten.“

Klingt pathetischer, als es ist. Wir klammern uns an Träume, die ständig den Realitäten weichen müssen.

Es ist sicher nicht falsch, Lebensträume zu entwerfen. Unsinnig ist es aber, ihre Korrektur als Niederlage zu emp-

finden. Was hindert uns daran, einen Abschied von Lebensträumen als Impuls zu sehen? In jedem Augenblick verabschiedet man sich in ein neues Leben.

Natürlich gibt es auch die bitteren Abschiede.

Ich erzähle dem Freund von der letzten Begegnung mit meinem Vater. So widersprüchlich es klingen mag: Vergänglichkeit kann etwas Tröstliches haben. Sie betrifft uns alle. Vielleicht muss man sich manchmal nur überwinden, das Gefühl mit anderen zu teilen. Andernfalls droht man, an seinem eigenen Stolz zu ersticken. Gekränkt und ungehört. Die Emotionen eilen den Umständen allzu oft nur hinterher.

Am Sterbebett meines Vaters versuchte ich, mir die Schlüsselmomente unseres gemeinsamen Lebens ins Gedächtnis zu rufen. Die großen Momente. Sie ihm nochmals zu schildern. Vielleicht konnte er mich ja noch hören. Es gelang mir nicht.

Stattdessen erinnerte ich mich nur an Facetten. Ein Lächeln des noch gesunden Vaters. Eine Albernheit. Einen kleinen Streit. Eine Umarmung. Nach einigen Minuten der Verzweiflung erkannte ich, wie groß diese kleinen Augenblicke waren. Ich teilte sie ihm mit. Oder nur mir. Ich weiß es nicht.

Seitdem begleitet mich selbst in scheinbar ausweglosen Situationen die Größe kleiner Augenblicke. Auch die Vorfreude auf solche, die noch nicht einmal eingetreten sind. Seitdem überlagert immer häufiger Dankbarkeit für Erlebtes die Schwere des Loslassens.

Im Sterbezimmer meines Vaters hatte die Sachlichkeit keine Chance. Irgendwann öffneten wir das Fenster. Das

Vogelgezwitscher und der Geruch der Außenwelt erfüllten den Raum mit einer neuen Gegenwart.

Oberfranken. Verwandtschaft. Tischmanieren.

In meiner Kindheit gab es eine gefürchtete Großtante. Zweimal im Jahr schlug sie mit ihrem ockerfarbenen Citroën auf. Meistens auf Krawall gebürstet.

Vor allem hielt sie die Erziehung ihrer Großneffen und Großnichten für gescheitert. Wenn wir Sprösslinge uns in ihren Augen schlecht benahmen, zitierte sie leidenschaftlich – und regelmäßig falsch – Voltaire:

„Gesellschaftlich ist kaum etwas so erfolgreich wie Klugheit mit guten Manieren.“

Eine verbale Ohrfeige für zwei Generationen.

Vorwiegend wurden die Tiraden beim Essen zum Besten gegeben:

„Nimm die Ellbogen vom Tisch.“

„Sitz gerade.“

„Man spricht nur, wenn man gefragt wird.“

Und an die jeweiligen Eltern gewandt: „Die Kinder müssen aufs Internat.“ Ich wusste damals noch nicht, was „antiautoritär“ bedeutet, aber die Großtante schien sich an den Methoden der Zwischengeneration zu reiben.

Selbst hielt sie es mit den Regeln nicht allzu genau, was irgendwann meiner damals fünfjährigen Cousine auffiel:

„Ich kann dich nicht verstehen, wenn du mich mit vollem Mund erziehst.“

Während alle im Raum die Luft anhielten, wünschte die Kleine der alten Dame noch „Guten Appetit“.

Die Indizien desselben fielen meiner Großtante fast aus dem Mund. Meinem Vater ebenfalls – aber vor Lachen. Dabei fanden es auch meine Eltern immer furchtbar spießig, sich „Guten Appetit“ zu wünschen.

„Den hat man oder nicht.“

Stattdessen sollte man auf ein Nicken der Gastgeberin warten oder auf den Moment, in dem diese nach dem Besteck greift. Interessanterweise gilt laut Knigge die Floskel heute als überholt, unelegant und, etwa bei Geschäftssessen oder offiziellen Anlässen, sogar als unhöflich. Säßen doch die Gäste meist nicht wegen ihres Appetits am Tisch.

Es ist bemerkenswert, wie elterliche Gewohnheiten und Marotten ein Leben prägen können. Proaktiv wünsche ich bis heute äußerst selten einen wie auch immer gearteten Appetit. Ungehörig wäre es aber, den Gruß nicht zu erwideren.

Während in dieser Situation meinem Vater maximal ein gebrummeltes „Ebenso“ dem Kehlkopf entwich (was bei meiner Großtante bereits Herzflimmern ausgelöst hätte), antworte ich in der Regel „das wünsche ich Ihnen auch“.

Selbst die garstige Tante hinterließ Spuren. Schlechte Tischmanieren sind für mich bei geschäftlichen Meetings oder Vorstellungsgesprächen zuweilen Dealbreaker.

Einige Jahre nach der vollmundigen Episode war unsere Anstands-Nemesis wieder zugegen. Ein etwas älterer Cousin kam aus dem Internat (sic!) und begrüßte die Runde mit einem schallenden „Mahlzeit!“.

Die Großtante echauffierte sich wortreich. Wieder musste Voltaire herhalten. Unser Vetter war indes vorbereitet und zitierte die wenig subtile Boshaftigkeit des Aufklärers korrekt:

„Gesellschaftlich ist kaum etwas so erfolgreich wie Dummheit mit guten Manieren.“

Er durfte daraufhin den Raum verlassen. Aus Protest malte er mit einem Filzstift „Beendet die Tyrannei“ auf den (mittlerweile sehr klapprigen) Citroën. Er war lange unser Held. Aber das ist eine andere Geschichte.